Zeitschrift: Ethnologica Helvetica

Herausgeber: Schweizerische Ethnologische Gesellschaft

Band: 13-14 (1989)

Artikel: "Wir sind hier nicht in Neapel" : oder der Drang des Schweizers, andern zu verbieten, was er selber gern tun möchte

Autor: Leutenegger, Martin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007647

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Martin Leutenegger

«Wir sind hier nicht in Neapel» oder der Drang des Schweizers, andern zu verbieten, was er selber gern tun möchte

Es gibt Schweizer, die nicht jodeln. So wie es Deutsche gibt, die kein Sauerkraut mögen, und Italiener, die um Pasta jeglicher Form einen Bogen zu machen pflegen. – Von unseren thurgauischen Miteidgenossen hat sich gewiss die Mehrheit ihrer Lebtag nie eines Eigentumsdelikts schuldig gemacht; ein durchschnittlicher Freiburger ist weder dumm noch übelriechend und in des Schweizers «Sonnenstube» gehören längst nicht alle Eingeborenen zu den fröhlichen Tessiner Sängerknaben.

Den «Kuhschweizer» gibt es – wer wüsste es inzwischen nicht – höchstens in einigen Köpfen ennet unserer Grenzen, so wie die auf «Italiener» gemünzte Bezeichnung «Spaghettifresser» in dieser allgemeinen Form schlimmstenfalls noch diesseits des Gotthards vereinzelt existieren mag. Pauschalurteile sind also immer Vorurteile und somit falsch. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass solche Etikettierungen weltweit verbreitet sind und oft über Jahrzehnte oder Jahrhunderte Bestand haben.

Für den Basler ist der Zürcher der Bölimaa, für beide ist es der Freiburger, für alle drei zusammen der Oesterreicher; die Schweden lachen über die Finnen, die englischsprachigen weissen Einwanderer in Amerika fühlen sich besser als die spanischsprechenden farbigen Einwanderer, die sesshaften Mossi in Burkina Faso schauen auf die nomadisierenden Peulh herab, und beide finden die benachbarten Malier zum Schreien; die Japaner versehen die Koreaner mit Etiketten, und wenn es wirklich Marsmenschen gäbe, würde sich die ganze Welt über die «grünen Männchen» mokieren. – Es braucht halt jeder sein Sündenböcklein, und so wird weltweit ohne Hemmungen von Klischees Gebrauch gemacht.

Manchmal wird auch in positivem Sinn zur Schablone gegriffen, zumal dann, wenn ein Bedürfnis nach einem Vorbild besteht, oder einer unerfüllten Sehnsucht Ausdruck gegeben werden soll: Das kann dann der «gute Wilde» sein oder vielleicht auch nur der «lässige Franzose» – zurzeit sind's vor allem «der Indianer» und «der Kelte» selig, denen alle denkbaren guten Eigenschaften zugeschrieben werden.

Seifenflocken an der Saane

Es gibt Vorurteile, die völlig aus den Fingern gesogen sind. Um beim einheimischen Freiburger zu bleiben: Der war seit jeher weder dumm noch schmutzig: Freiburg ist eine anerkannte Universitätsstadt, und der Umsatz an Seifenflocken und Badewasserzusätzen ist an den Ufern der Saane nach normalerweise gutunterrichteten Quellen sogar höher als andernorts.

Andere Vorurteile haben zumindest einen wahren Kern: So kann man sagen, was man will, aber wenn ein Zürcher und ein Berner zu einem Wettrennen aufgefordert werden, wird der Zürcher immer der Schnellere sein – Markus Ryffel und Sandra Gasser sind als Ausnahmeerscheinungen in die Schlagzeilen geraten. Setzt man als Wettbewerbspreis gar eine runde Summe baren Geldes aus, wird sich der Zürcher noch schneller nach vorn drängen, denn der Erwerb materieller Güter steht an der Limmat in hohem Kurs. (Zum besseren Verständnis: Der Verfasser dieses Kapitels ist ein in Zürich wohnhafter Berner.)

Auch in bezug auf die Fremd- und Selbstbilder der Schweizer im allgemeinen existiert eine ganze Reihe von Verallgemeinerungen, die in ihrer pauschalen Form falsch sein mögen, im Kern aber vielleicht nicht unrichtig sind. So sollen «die Schweizer» – namentlich die Bewohner des deutschsprachigen Landesteils – «sparsam» sein, «unnahbar» und «arbeitsam», «sauber» und «pünktlich». Im Prinzip ist das wohl richtig, auch wenn jeder Schweizer mühelos Beispiele für verschwenderische und leutselige, schmutzige und unzuverlässige Miteidgenossen anführen könnte – sich selber vielleicht gar miteingeschlossen.

Ein anderes Vorurteil besagt – und auf dieses wollen wir uns im folgenden beschränken –, dass in der Schweiz alles innerhalb einer angemessenen NORM zu geschehen und zu stehen, und dass sich diese Norm an einem durchschnittlichen Mittelmass zu orientieren habe: «Massvoll» oder «mit Mass» sind denn auch Lieblingsausdrücke von Politikern aller Schattierungen. «Mit Augenmass» auch, und als äusserste Limite gilt das «landesübliche Mass». Nichts ist so schlimm in diesem Zusammenhang wie ein «Wildwuchs», und damit sind nicht nur die sauberen Vorstadtgärten gemeint, in denen Abwarte Stunden verbringen, um den Zierrasen vor den Wohnblocks von Klee, Sauerampfer oder gar Löwenzahn zu säubern.

Ein Blick ins Archiv einer schweizerischen Presseagentur zeigt, dass allein im Zeitraum von wenigen Monaten rund zwei Dutzend Artikel geschrieben wurden, in denen irgendeinem «Wildwuchs Einhalt geboten» werden sollte: Dem Wildwuchs, zum Beispiel, bei den Arbeitszeiten und den Lokalradios, bei der Gesetzgebung und den Subventionen, im Lotteriewesen und im Datenschutz, bei der Sammlung naiver Kunst, den Angeboten der Reiseveranstalter und – natürlich – der Gartengestaltung.

Moses und die zehn Gebote

Es gibt von Menschen festgesetzte Normen, an deren Berechtigung und Sinnhaftigkeit nicht zu zweifeln ist: Wenn eine Regierung den Rechtsverkehr – oder eine andere den Linksverkehr – auf ihrem Territorium für verbindlich erklärt, geht es um eine Richtlinie, die ein Zusammenleben von Menschen erst ermöglicht und Kollisionen – hier im wahrsten Sinne des Wortes – verhindert. Ohne die Einigung auf eine Norm oder den Erlass eines solchen Gebots entstünde das nackte Chaos, das selbst einen eingefleischten Anarchisten das Fürchten lehren würde.

Neben diesen unverzichtbaren Normen und Gesetzen sind seit den von Moses geoffenbarten 10 Geboten viele neue hinzugekommen und es werden derer immer mehr. Über die «Gesetzesflut» haben schon unsere Vorfahren gejammert. Inzwischen wäre es nicht unzutreffend, von einer «Überschwemmung» zu sprechen. Und selbst die, die sich das Motto «Mehr Freiheit – weniger Staat» auf die Parteifahne gepinselt haben, helfen auf allen Ebenen wacker mit, die Zahl der Normen noch zu vergrössern.

Nun wäre es natürlich falsch, die Schaffung und Pflege von unnötigen, überflüssigen Gesetzen als eine schweizerische Eigenart betrachten zu wollen: Solche Gesetze existieren überall, wo Beamte ihre Selbstverwirklichung auf die Spitze treiben. In Kanada zum Beispiel ist es unter Strafandrohung verboten, angebrochene Bierflaschen im Auto mit sich zu führen, und in Italien untersagt ein Gesetz seit kurzem das Singen in Eisenbahnzügen, um nur zwei ausländische Exempel zu nennen. Was die Schweiz von allen andern Ländern aber unterscheidet, ist die Inbrunst, mit der hier den Gesetzen nachgelebt wird und mit der nicht nur der «Gesetzeshüter», sondern jeder Eidgenoss alle andern Genossen beaugapfelt, auf dass keiner aus der Reihe tanze.

Ohne den Beweis erbracht zu haben, kann davon ausgegangen werden, dass 1000 Versuchspersonen mit je 100 angebrochenen Bierflaschen während 10 Stunden täglich mit ihrem Wagen bis ans Ende ihrer Zeit kreuz und quer durch ganz Kanada fahren könnten, ohne auch nur ein einziges Mal behelligt zu werden. Nicht so in der Schweiz: Da käme eine einzige Versuchsperson nicht einmal an Nachbars Garten vorbei. Und wäre das melodische Vortragen von Texten auch in schweizerischen Zügen offiziell verboten, so würde dieses Gesetz mit aller Strenge durchgesetzt – genauso wie sich Zürcher Tramführer schon heute nicht scheuen, ihr Gefährt auf offener Strecke anzuhalten und nach der Polizei zu rufen, wenn ein Passagier im Anhänger seine Stimmbänder schwingen lässt und dazu vielleicht gar noch in die Saiten greift. Von der Jagd der Stadtpolizisten und Landjäger auf Strassenmusikanten wollen wir hier gar nicht reden.

Wenn etwas verboten ist, dann wird's nicht getan. Basta. Und wenn lokale Autoritäten in der Innerschweiz während der Fasnachts- oder sonst einer Zeit keine Tanzbewilligung erteilen, keine amtliche Autorisierung taktvoller körperlicher Gesten und Gebärden, dann verhält man sich eben ruhig sowohl in bezug auf die sichtbaren Bewegungen der menschlichen Extremitäten wie auch auf das Mundwerk. Dabei ist nicht einmal sicher, ob ein Polizist im Falle

einer «Zuwiderhandlung» in Erscheinung treten würde: Vielleicht käme nämlich gar keiner! Aber wer ganz gewiss käme, wäre der Nachbar. Der würde zwar vielleicht auch gerne tanzen. Aber er getraut sich nicht, weil ihm Unerlaubtes ein Greuel ist. Wenn er selber aber nicht tanzt, sollen andere auch nicht. Darüber wacht er. So eifrig, dass Flüchtlinge aus Diktaturen schon die Meinung vertreten haben, einen grösseren Polizeistaat als die Schweiz gebe es nicht: hier sei jeder Bewohner selber ein Polizist.

Kehrichtsack: schwarz oder braun?

Etwas muss aber gar nicht unbedingt verboten sein, damit alle sich daran zu halten haben im Sinn von «die sollen sich nur anpassen und wir müssen schliesslich auch»: Es gab einmal einen Film über «die Schweizermacher», der das Treiben der Fremdenpolizei in Einbürgerungsverfahren aufs Korn nahm. Eine junge Jugoslawin erregte in diesem Film Missfallen, weil sie braune statt – wie alle andern Mieter – schwarze Kehrichtsäcke auf die Strasse zu stellen pflegte. Es gab damals Zuschauer, die über diese Szene herzlich lachten, in der Meinung, es handle sich um einen Witz. Es war aber keiner.

Flüchtlingshelfer könnten stundenlang Geschichten erzählen, wie sich gute Schweizer telefonisch darüber beklagen, dass es aus der Wohnung der vietnamesischen (oder türkischen oder chilenischen) Familie während der Essenszeit jeweils so un-üblich rieche oder dass Frau Soundso mehrmals wöchentlich Fleisch kaufe, wo sie sich das doch gar nicht leisten könne oder dass die Kinder in der Wohnung nebenan auch im Winter barfuss...

Hat sich nämlich unter den Hausbewohnern einmal eine Gewohnheit herausgebildet – über die Art der Balkonbepflanzung, die Wahl der Kehrichtsäcke oder die Häufigkeit der Besuche – entwickelt sich daraus flugs eine neue Norm, die stracks in die ungeschriebene (und später oft auch in die geschriebene) Hausordnung aufgenommen wird. – Von wirklich schwerwiegenden Eingriffen des Individuums in die Gemeinschaft des ganzen Wohnblocks – zum Beispiel der Haltung einer Hauskatze oder einer Gartenschildkröte oder der Untervermietung eines Dachzimmers – soll hier schon nicht mehr die Rede sein: Nach offiziellem Vordruck der Zürcher Mietverträge ist solches von vornherein ausgeschlossen. Ausnahmen werden nur auf begründete Gesuche hin gemacht, von Fall zu Fall.

Und auch hier gilt wieder: Der Hauseigentümer muss gar nicht kontrollieren, was der einzelne Mieter innerhalb seiner vier Wände hegt und pflegt: Es genügt, dass jemand zweimal beobachtet wird, wie er klammheimlich Katzenstreu oder Hundekuchen ins Haus schleppt, und alsogleich wird ein Mitmieter den Besitzer über seine Beobachtungen ins Bild setzen. Der Eigentümer oder die Hausverwaltung wird auch informiert, wenn Gäste häufiger als «üblich» ein und aus gehen oder wenn sich auf dem Balkon Ungebührliches tut. In Zürich wurde soeben ein Mann mit einer hohen Busse belegt, nachdem er von einem Nachbarn angezeigt worden war, in einem als «Hobbyraum» deklarierten Zimmer zu wohnen. Und in Genf wurde eine Frau

gebüsst, weil sie morgens um halb elf ihr Duvet an die Sonne gelegt hatte, wo doch ein anno 1955 festgesetzter Paragraph klipp und klar vorschreibt, dass nach 10 Uhr kein Bettzeug mehr an den Fenstern zu sehen sein darf.

In einer chinesischen Familie gab's einmal einen Todesfall. Einem traditionellen Brauch entsprechend stellte die Familie das Bett des Verstorbenen am Abend – von aussen her kaum sichtbar – auf den Balkon. Am nächsten Tag wurden die Hinterbliebenen deswegen von der Hausverwaltung bereits gerüffelt, obwohl diese über die traurigen Umstände ins Bild gesetzt worden war. «Wir sind hier nicht in Neapel», geiferte die Sachbearbeiterin ins Telefon, «wo jeder auf dem Balkon machen kann, was er will!». Eine Frage: Wo verbringt Frau K. jeweils ihre Ferien? Aber darauf kommen wir später zurück.

Normierte Marronihäuschen in Zürich

So viel Platz steht in dieser Publikation gar nicht zur Verfügung, um einen repräsentativen Querschnitt durch den Wald der vielleicht wirklich «typisch schweizerischen» Ver- und Gebote aufzulisten. Eines der letzten Beispiele, die Europa und die Welt zum Lachen gebracht haben, sind Zürichs normierte Marronihäuschen.

Einige Gewerbetreibende, denen die insgesamt acht Marronihäuschen auf Zürcher Stadtgebiet nicht gefielen, wollten diese «Bruchbuden», wie sie sich ausdrückten, verbieten lassen. Weil die Baudirektorin aber ein Herz für die Kastanienbrater hatte, erteilte sie ihnen «die Erlaubnis zur Einreichung von Baugesuchen». Ein Architekt entwarf im Auftrag der Stadt ein Norm-Häuschen, das nun – bei einem allgemeinen Verwaltungsaufwand von geschätzten 15'000 Franken – pro Stück auf 8'000 Franken zu stehen kommt, bei den Bratern aus praktischen Gründen allerdings auf Ablehnung stösst. Und so essen die Zürcher ihre Marroni jetzt genormt – froh, dass sie überhaupt noch welche essen dürfen. Noch nicht verwirklicht wurde allerdings der Vorschlag eines Leserbriefschreibers, künftig auch die Marronibrater zu vereinheitlichen: 170 cm gross, 60 kg schwer und geschlechtslos.

Dass solche Verordnungen, an die sich ausnahmslos alle zu halten haben, oft nicht der Weisheit letzter Schluss sind, zeigen mehrere Beispiele. Um auf die Kehrichtsäcke zurückzukommen: Als noch die währschaften Ochsner-Kübel in Gebrauch und Ehren standen, waren Abfallsäcke – egal ob schwarz oder braun – generell verboten, so praktisch sie für Konsumenten und Kehrichtmänner auch waren. Argumente für das Verbot gab es keine. Es war einfach so. Bis zu dem Tag, als plötzlich Ochsner-Kübel verboten und Kehrichtsäcke obligatorisch wurden.

Ähnlich ging's dem heute hochgelobten Katalysator: Wer früher ein Kat-Auto aus den Vereinigten Staaten importierte, musste diesen umweltschonenden Bestandteil für teures Geld aus seinem Wagen ausbauen lassen. Heute ist's grad umgekehrt: Katalysator-Fahrzeuge werden propagiert und demnächst wohl auch obligatorisch erklärt. Was hier ausnahmsweise einen Sinn hat, denn der Schutz der verschmutzten Luft ist eine gute Sache und insofern

könnte die neue Gesetzgebung auf einen Lernprozess oder «bessere Einsicht» zurückgeführt werden. In der Regel aber sind neue Gesetze und Gebote so über-flüssig wie ein Durchfall für den Bergwanderer. Dennoch hält sich jeder daran und achtet darauf, dass sich auch alle andern daran halten. Und dieser Drang des Schweizers, alles genormt zu wissen, begleitet ihn bis ins Grab.

Friedhofgärtner stört den Totenfrieden

Auf den neusten Stand gebracht hat die Stadt Schlieren 1983 ihre «Vorschriften über das Aufstellen von Grabmälern und die Bepflanzung der Gräber». Dass sämtliche Masse für Erwachsenengräber, Kindergräber, Kleinkindergräber und Urnengräber auf Zenti- und Millimeter festgelegt werden, versteht sich von selbst. Aber damit ist's noch lange nicht getan: «Grundsätzlich ausgeschlossen» für Grabmäler werden als Werkstoffe zum Beispiel alle nordischen Granitarten und fast alle Marmor-Gesteine («mit Ausnahme der Sorten Colombo hell, Colombo dunkel und Colombo uni»). Ausdrücklich «verboten» sind ferner «aus verschiedenen Gesteinsarten zusammengesetzte Grabzeichen, alle polierten oder poliert wirkenden Steine, Findlinge, unbearbeitete Blöcke, naturalistisch ausgeführte Bildreliefs, Fotografien, Schrifttafeln aus Glas, Metallschriften auf allen Weichgesteinen» und vieles, vieles andere mehr.

Auch beim Blumenschmuck soll eine Leiche nicht die andere übertrumpfen. Dazu gibt es zahlreiche Empfehlungen, ebenfalls was die Gefässe für Schnittblumen betrifft: «Konservenbüchsen und Gläser auf den Gräbern sind untersagt: Der Friedhofgärtner hat solche Gegenstände ohne weiteres zu entfernen.» Und wer samstags nach 15:00 Uhr noch dabei erwischt wird, wie er dem oder der lieben Dahingegangenen den Blumenschmuck richtet, verstösst gegen Paragraph 22 und kann bei Übertretung «mit Verweis oder Polizeibusse bestraft» werden.

Wenn gesagt wurde: «Jeder Schweizer hält sich an die Normen und verinnerlicht sich diese sogar», so wird hier eine Einschränkung nötig. Denn «der Schweizer» kommt ja nicht auf die Welt als der, den er mit 40 Jahren einmal sein wird. Ohne sich in den Streit zwischen Erb- und Umwelttheoretikern einlassen zu wollen, kann davon ausgegangen werden, dass die kleinen Eidgenösslein und alle, die zusammen mit ihnen aufwachsen, erst im Verlauf der Zeit zu dem geformt werden, was sie einmal werden.

Kinder sind keine Quitten

Man zeige mir das Kind, das nicht schon in der Wiege den Satz gehört hat: «Das tut man nicht!». Zum Beispiel am Daumen lutschen, mit dem Zipfelchen spielen, im Tram singen, den Spinat im Teller stehen lassen...

Wer ist «man»? Und weshalb tut der solches nicht, wenn es doch gar niemandem schaden würde? Darauf wissen Erwachsene auch keine Antwort.

Sie suchen im übrigen gar keine. Dass «man» es nicht tut, genügt als Argument vollauf. Schliesslich begründet den Eltern und Erziehern gegenüber ja auch niemand, weshalb sie sich alle stillschweigend allen möglichen «Das-tut-man-und-das-tut-man-nicht»-Normen zu unterziehen haben.

Es gab einmal einen Hilfspfleger im Berner Tierpark Dählhölzli, der seine Wochenend-Stelle aufgab, weil er die allsonntägliche Dressur der kleinen Besucher durch ihre Mütter und Väter nicht mehr ertrug: «Bleib stehen!», «Steh nicht auf den Stein!», «Renn nicht!», «Nicht so laut!», «Geh mit der sauberen Hose nicht so nahe an den Baum!»... – «Jaherrgottnochmal!», sagte sich leise der Hilfspfleger – und er sah sich um und merkte, dass Kinder heutzutage überhaupt nichts mehr dürfen: Entweder ist's verboten – Baumhütten bauen, Fische fangen, auf dem Rasen Fussball spielen – oder es ist zu gefährlich – Velofahren auf der Strasse – oder es ist völlig aus dem heutigen Leben verschwunden – dem Vater beim Holzhacken helfen oder wie der Schellenursli mit den Geissen auf der Wiese herumtollen.

Nun sind Kinder aber keine Quitten, die man einmachen und im Konservenglas unter Verschluss halten kann. Um beim Vergleich mit den Haushaltbehältern zu bleiben: Kinder und Jugendliche haben die Energie von kochendem Wasser – und wenn man glaubt, «Deckel drauf» genüge, dann weiss jeder Nichtphysiker, dass das nicht stimmt. Dennoch versucht man es und wundert sich, wenn der Dampf andere Wege sucht, um freizukommen: Wenn Jugendliche zerstörerisch oder gar gewalttätig werden, aggressiv gegen Autoritäten vorgehen, der Polizei Strassenschlachten liefern oder sich gegenseitig – mit Vorliebe vor und nach Fussballspielen – die Köpfe einschlagen oder – weniger auffällig – Stunden zuhause vor Brutalo-Videos und Horrorspielen verbringen –, sofern sie nicht die Aggressionen gegen sich selber richten oder resigniert dem Drogenrausch verfallen.

Für beide Reaktionsweisen liefert die Stadt Zürich anschauliche Beispiele mit ihren Jugendkrawallen und dem Fixerelend in der Platzspitz-Anlage. In Luzern haben ganz schlaue Kinderkenner das Problem erkannt und eine «Interessengemeinschaft für Erlebnis- und Abenteuerpädagogik» gegründet: Mit Kindern und Jugendlichen fahren sie nun ins Gebirge oder ins Ausland, weil sie feststellten, dass Jugendliche in der Schweiz «keinen Auslauf mehr haben: Der kleinste Ausrutscher, und schon hat man es mit den öffentlichen Institutionen zu tun». – Der Vergleich zwischen der «Entsorgung» von Atommüll in Entwicklungsländern oder auf hoher See mit der Ent-Sorgung normal entwickelter Jugendlicher hinkt, natürlich.

Irgendwann werden die meisten Steinewerfer zwar äusserlich still und unauffällig: Bei einigen schafft es der militärische Drill der Rekrutenschule, bei andern die harte Hand des Vaters oder des beruflich Vorgesetzten. Andere geben auf, wenn sie merken, dass sie als «Unangepasste» weder eine Stelle noch eine Wohnung bekommen. Wieder andere werden einfach müde, sich immer wieder mit ihrer Umwelt herumzuschlagen. Nicht wenige finden später eine Befriedigung darin, nun ihrerseits über andere Gewalt auszuüben und diesen «Grenzen zu setzen», gegen die sie sich selber so sehr zur Wehr gesetzt hatten.

Im Jahr 1988 hat man in den Massenmedien viel darüber hören und lesen können, was eigentlich aus all den «68ern» geworden ist, die 20 Jahre zuvor noch so aktiv und kämpferisch gewesen waren: Irgendwie haben sie sich in nichts aufgelöst. Jedenfalls äusserlich. Denn in seinem Innersten bleibt jedem Menschen ein Teil jenes «Freiheitsdrangs» erhalten, der im zarten Jugendalter so manchen Dampfkochtopf schier zum Explodieren bringt. Doch davon soll später die Rede sein.

Wo ist der Feind?

Man mag nach den Gründen forschen, weshalb in der Schweiz «das Mass» das Mass aller Dinge ist. Wahrscheinlich gibt es verschiedene. Der wichtigste, so behaupte ich, ist das ausgeprägte – um nicht zu sagen: übersteigerte – «Sicherheitsdenken» der deutschsprachigen Bewohner Helvetiens. Mutmassungen darüber, inwieweit dieses auf die «Igelmentalität» einer Bevölkerung zurückzuführen ist, deren Vorfahren – umgeben von bedrohlichen Bergen – ein gefahrvolles Dasein fristeten, will ich gern berufeneren Autoren überlassen.

Die Vermutung scheint aber naheliegend, dass die harten geografischen und klimatischen Bedingungen die Nachkommen der Helvetier zu einem guten Teil mitgeprägt haben: Die Verteidigung gegen die Natur mit ihren Lawinen und Bergstürzen, der Kampf um fruchtbare Böden an steilen Hängen, das Ausgeliefertsein an Sturm und Regen. – Harte Lebensbedingungen können sehr wohl dazu führen, dass sich eine Mentalität herausbildet, die auf ein erhöhtes Sicherheitsbedürfnis hinausläuft und auf eine Verteidigung dessen, «was man hat».

Die Lebensumstände sind heute aber ganz anders: Für 98 von 100 Schweizern reduziert sich der «Kampf mit der Natur» auf die Frage, ob sie auf den Weg ins Büro den Schirm mitnehmen sollen und ob Schneeketten für den Sonntagsausflug nötig sein werden oder nicht. Von Existenzängsten wird heute nur noch die ständig kleiner werdende Zahl von Berg- und Kleinbauern geprägt. Für alle andern ist der Schritt zu den vollen Regalen der Grossverteiler ohne Umweg über Mutter Natur so selbstverständlich, dass ein Kind auf die Frage nach der Herkunft seiner Morgenmilch, des Abendbrots und der Fischstäbli auf dem Mittagstisch in den meisten Fällen antworten wird: «Aus der Migros».

Dass «die Natur» überhaupt noch existiert, war vielen gar nicht mehr bewusst. Leicht verändert hat sich diese Einstellung erst in den letzten Jahren im Zusammenhang mit der ökologischen Bewegung, welche die Oeffentlichkeit mit Begriffen wie «Waldsterben», «artgerechte Tierhaltung» und «Bio-Landbau» konfrontierte und damit auf neue, bisher unbekannte Bedrohungen aufmerksam machte.

Der Kampf gegen die Natur ist schon lange vorbei, doch die Furcht und die «Bereitschaft, sich zu schützen», sind noch vorhanden. – Auch die Habsburger mit ihrem bösen Gessler sind längst vertrieben, doch die Angst vor einem

Angreifer ist geblieben. Steht wirklich einmal einer an der Grenze, wie vor 50 Jahren der unselige Adolf Hitler, stehen die Eidgenossen (fast) wie ein Mann zusammen und verbarrikadieren sich im «Reduit». Ist auch diese Gefahr gebannt, rüsten sie sich gegen andere mögliche Bösewichter. Lange Zeit hat der «Russische Bär» diese Funktion erfüllt. Jetzt, wo Bundesrat und EMD-Chef Kaspar Villiger in Moskau mit den Spitzen der sowjetischen Armee lächelnd Wodka trinkt, wird man sich auf die Suche nach einem neuen Feind begeben müssen.

Es gibt Gründe für die Existenz einer auf die Verteidigung ausgerichteten Armee eines Kleinstaates, wie die Schweiz einer ist, denn grosse Mächte haben in der Tat oft ein unerklärliches Bedürfnis, Regierungen vermeintlich schwächerer Länder gewaltsam zu eliminieren und die fremde Bevölkerung zu drangsalieren. Tibet, Afghanistan und Nicaragua sind nur drei Beispiele von vielen. Neben den Argumenten für eine Armee gibt es aber auch solche, die gegen den Unterhalt bewaffneter militärischer Truppen sprechen. Und auch hier gibt es ein Beispiel für die Stichhaltigkeit einer solchen Ansicht: das armeefreie Costa Rica.

Das politische und gesellschaftliche Leben in der Eidgenossenschaft war 1989 geprägt von der Frage: «Armee – ja oder nein?». Der Umstand, dass diese Frage im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stand, war nicht «typisch schweizerisch», wohl aber der Umstand, dass es bei diesem Seilziehen im allgemeinen nicht um eine wirkliche Diskussion zwischen Vertretern verschiedener Meinungen ging, sondern um das «Erledigen» der Minderheit der Armeegegner durch die Mehrheit jener, die dem «Wehrwillen» der Schweiz weiterhin durch eine starke Armee Ausdruck verleihen wollen. Das ging so weit, dass selbst kleine Bankangestellte ohne besondere Funktionen ihre Stelle verloren, weil sie sich für die Annahme dieser Volksinitiative stark gemacht hatten.

Ein Lehrer hätte sich «so etwas» schon gar nicht leisten können in einem Land, in dem die Tatsache einer Militärdienstverweigerung aus Gewissensgründen vielfach genügt, um einem lebenslänglichen Berufsverbot zu erliegen: Die Armee als Heilige Kuh; ein Garant der Verteidigung des Bestehenden. «Persil – da weiss man, was man hat.» Jegliche Diskussion ist unnötig und unerwünscht.

«Es hat uns gut getan»

«Das Bestehende verteidigen». Diese Mentalität ist so stark, dass die schweizerischen Stimmbürger an der Urne auch ablehnen, was ihnen eigentlich zugute käme: Reduktion der Arbeitszeit, Verbesserung des Mutterschutzes, Massnahmen gegen die Bodenspekulation – nein danke. «Früher ging's auch ohne.» Jede Veränderung, könnte man meinen – auch wenn sie nachweislich zu einer Verbesserung beitragen würde –, wird abgelehnt aus Angst, das «System», an das man sich so gewöhnt hat, könnte eventuell ins Wanken geraten. Man stelle sich vor: Jeder würde täglich nur noch acht Stunden

arbeiten: Das könnte ja Folgen haben! Da könnte sich ja irgendetwas verändern. Und bevor man sich überlegt, was sich denn ändern könnte, hat man bereits Angst und sagt vorsorglicherweise einmal «nein».

Hinzu kommt das erwähnte Phänomen der «Die-andern-sollen-auch»-Mentalität: Viele der abstimmenden Schweizerinnen und Schweizer sehen sich dem Ende ihrer Tage näher als dem Zeitpunkt ihrer Geburt: Als sie aber noch jung waren, bestand das Leben vorwiegend aus Arbeit und Aktivdienst und – «es hat uns gut getan», glauben sie, so wie in der Rückschau vieles glorifiziert wird, von den Schlägen der «liebenden Eltern» bis zu den Demütigungen und Entbehrungen in der Rekrutenschule. Weshalb also sollen die heutigen und späteren jungen Menschen nicht auch Militärdienst leisten und während neun oder mehr Stunden täglich im Schweisse ihres Angesichts ihr Brot und den dazugehörenden Streichkäse verdienen? Und weshalb sollen junge Mütter plötzlich besonders geschützt werden? «Wir mussten früher auch ohne "Mutterschutz" auskommen und unsere Kinder sind trotzdem recht herausgekommen!» Es ist halt – wie zuvor angedeutet – ein bisschen wie mit der Fasnacht: Man möchte selber ganz gern tanzen. Aber wenn man nicht kann – weil's verboten ist oder einen die Beine nicht mehr tragen – sollen andere auch nicht dürfen.

Ein «Mutterschutz» – um bei diesem Beispiel zu bleiben – würde zwar Sicherheit bedeuten. Aber die grössere Sicherheit erblickt die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer darin, das Althergebrachte nicht anzutasten. Denn das Bekannte bietet nicht nur vermeintlichen Schutz gegen die materiell fassbare Gefahr oder Gefährdung, sondern vermittelt gleichzeitig das Gefühl der «Geborgenheit» im Rahmen eines vertrauten Netzes von Regeln und Beziehungen. So beschützt «die Armee» eben nicht nur eine «friedliebende Schweiz» gegen einen «bösen Feind», sondern sie ist selber ein Stück Heimat. Das Militär, der «bewährte» 9-Stunden-Arbeitstag oder – am andern Ende der Bedeutungsskala – das genormte Marronihäuschen und die einheitliche Balkonbepflanzung stehen für eine Vertrautheit, die ein Gefühl der «Sicherheit» vermittelt.

Dass diese Art «Sicherheit» äusserst labil ist, zeigt sich darin, dass es genügt, dass einer sich nicht an «die Norm» hält, um das ganze Gefüge ins Wanken zu bringen. Es ist eine «Sicherheit», die nur dann besteht, wenn alle mitmachen, ohne Ausnahme: Dass das Bekenntnis zur bewaffneten Neutralität von einer überwiegenden Mehrheit getragen wird, genügt nicht; es soll auch keinen einzigen geben dürfen, der abseits steht und lieber Zivildienst leisten möchte. Nein: So einen muss man ins Gefängnis stecken, wenn möglich bei Wasser und Brot. Oder: Wenn eine Mehrheit sich wohl fühlt, wenn sie von morgens bis abends in den Arbeitsalltag eingespannt ist, dann soll sich jeder ohne Ausnahme vor den gleichen Karren spannen lassen. Unterordnung und harte Arbeit scheinen den Schweizer mit Befriedigung zu erfüllen, aber nur dann, wenn sich alle andern mit der gleichen Verbissenheit am Fliessband oder am Bürostuhl festklammern.

Die Angst vor dem Fremden

Wenn ein Unfallforscher herausfindet, dass Töfflifahrer zuweilen von rücksichtslosen Automobilisten über den Haufen gefahren werden, kommt flugs ein Bundesratsbeschluss zur Anwendung, der – nicht den Rasern ins Gewissen redet, sondern – im Namen der Sicherheit ein Helmtrag-Obligatorium für jeden vorschreibt, auch wenn er sein Mofa nur benutzt, um sonntags im hinteren Emmental den Gottesdienst zu besuchen.

Es genügt auch nicht, dass «die Schweizer» – oder in diesem Fall «die Genfer» – ihr Image morgenmunterer Frühaufsteher und Saubermänner aufrechterhalten wollen: Nötig ist, dass restlos alle Bewohner spätestens um 10 Uhr ihre Betten gelüftet haben. Denn einer, der nicht mitmacht, zeigt nicht nur, dass er ein Aussenseiter ist, sondern er gefährdet die ganze Konstruktion, auf der das geistige Gebäude aufgebaut ist: Von 12 Mietern braucht einer die roten Geranien auf dem Balkon durch blaue Veilchen zu ersetzen, und schon bekommt das Ordnungs- und Sicherheitsgefüge einen Riss. Die gleiche Verunsicherung stellt sich ein, wenn zwei von 20 Mietern ihre Speisen statt mit Zwiebeln lieber mit Knoblauch, Pili-Pili oder Sojasauce würzen.

Am deutlichsten zeigt sich diese Angst vor dem Abweichen von der Norm im Zusammenhang mit der gegenwärtigen Asylpolitik, die nicht im luftleeren Raum steht, sondern in überängstlicher Weise Rücksicht nehmen will auf die vermutete Meinung der «schweigenden Mehrheit»: Es hat ja noch niemand im Ernst behauptet, die Asylsuchenden, deren Zahl sich gemessen an der Wohnbevölkerung im Rahmen von Promillen beziffern lässt, hätten die Schweiz oder ihre Sicherheit je in irgendeiner Weise bedroht. Es ist wohl auch nicht «Rassismus», der die Schweizer derart abweisend reagieren lässt, und es ist nicht der Egoismus der Eidgenossen – denn wo sich diese persönlich angesprochen fühlen, teilen sie bereitwillig mit andern. Vielmehr ist es die Angst vor dem Fremden, dem Unbekannten, dem Unvertrauten: vor fremden Sprachen und dunkler Haut, dem Duft von Räucherstäbchen und dem Klang fremder Gesänge. Bezeichnend ist denn auch, dass gerade die, die sich am meisten vor «den Fremden» fürchten, selber noch nie persönlich einen Türken, Tutsi oder Tamilen kennengelernt haben.

Keine Ausnahme auch bei grün

Es gibt nun etliche Schweizer – und ihre Zahl ist im Steigen begriffen –, die sich nicht mehr an den bisher akzeptierten Ansichten und Normen orientieren wollen. Sie werden im Volksmund unter dem Oberbegriff «Alternative» zusammengefasst und – oft auch von sich selber – gern mit der Farbbezeichnung «grün» umschrieben.

Es sei nun nichts gesagt gegen Grüne oder Alternative und schon gar nichts gegen deren oekologische Anliegen, die ganz allgemein für eine «bessere Lebensqualität» stehen sollen. Aber das Verrückte ist: Wenn «Alternative» erst einmal in Bewegung kommen, unterscheiden sie sich in ihrem Verhalten kaum

mehr von den «Orthodoxen». «Wenn grün, dann grad richtig», scheint ihre Devise zu heissen. Und auch hier paaren sich wieder das «Sicherheitsbedürfnis» (angesichts von Umweltkatastrophen und einer bedrohten Gesundheit) mit dem Drang, für alle alles normieren zu wollen und für obligatorisch zu erklären.

Es ist eine gute Sache, Küchenabfälle zu kompostieren. Aber oft lässt es «ein Grüner» nicht dabei bewenden, die Idee selber in die Tat umzusetzen und ein gutes Beispiel zu geben. Nein: Wenn er sich selber schon die Mühe nimmt, angefaulte Salatblätter und Kartoffelschalen im Vorgarten zu kultivieren und in Humus umzuwandeln, soll der Nachbar gefälligst auch. Und wenn «ich» auf das Auto verzichte, sollst auch «du» – auch wenn's nur an einem Tag pro Monat wäre.

Als es in der Schweiz vor Jahren einen motorfahrzeugfreien Sonntag gab, wurden Angehörige spezieller Berufe, die sich im Dienst befanden, vom Fahrverbot dispensiert. So auch der Hinterland-Berichterstatter einer Berner Tageszeigung, der – Telefax gab es damals noch nicht – abends mit seinem Velosolex in die Stadt fahren musste, um auf der Redaktion einen Text abzuliefern. Das tolerierten aber jene gar nicht, die an diesem Tag – aus Einsicht oder gezwungenermassen – auf ihr Fahrzeug verzichteten: Der Journalist wurde auf seinem Arbeitsweg mehrfach handgreiflich angepöbelt.

Beulen bekamen auch jene Autofahrer, die während eines Berner Zwei-Tage-Marsches aus den Reihen der vorbeiziehenden Wandervögel mit Steinen beworfen, und jene Genfer Automobilisten, die 1989 von erbosten Fussgängern wahllos aus ihren Fahrzeugen gezerrt wurden, weil man sie für die schlechte Luft verantwortlich machte.

Abfallschnüffler für Lebensqualität

«Bist du dir bewusst», fragt aggressiv der unbekannte Mitfahrer im Tram, «dass du mit deiner Armbanduhr die Umwelt kaputtmachen hilfst? Da sind nämlich gefährliche Batterien drin!» – Aha!

Oder: «Schämst du dich nicht, die Luft zu verschmutzen?», sagt täglich irgendwo in Gottes freier Natur einer ohne Zigarette einem mit Zigarette. – Nun wäre ja gewiss von Sinnen, wer behaupten würde, rauchen sei nicht ungesund. Folglich gibt es ein Recht der Nichtraucher, vom blauen Dunst oder braunen Qualm anderer Leute verschont zu werden. Aber bei dieser Forderung bleibt es meistens nicht: Wenn jemand trotz genügendem Platzangebot in einem Eisenbahnzug demonstrativ durch das fast leere Raucherabteil marschiert und dabei lauthals alle Rauchenden als «Luftverpester» und verkappte Mörder beschimpft, zeigt er, dass es ihm eigentlich gar nicht um die Gesundheit seiner oder anderer Lungen geht, sondern «ums Prinzip»: «Der andere soll auch» oder – in diesem Fall – «soll auch nicht!»

Auch grüne Schweizer sind eben Schweizer, die sich gern an einer Ordnung festhalten möchten und es nicht ertragen, wenn Mitbürger andere Massstäbe anlegen. Kommt dann ein «Alternativer» in eine Regierung, kann es – wie

unlängst in Bern – geschehen, dass ein Gemeinderat Abfallsack-Kontrollen durchführen und jene Bürger polizeilich büssen lässt, die ihren Kehrichtsack schon am Vortag der Abfuhr auf die Strasse gestellt haben. Erwachsenen Menschen wird unter dem Vorwand von mehr Umweltbewusstsein und Lebensqualität in Haushaltabfällen, weggeworfenen Liebesbriefen, persönlichen Dokumenten und Gegenständen der Intimpflege gewühlt.

Der Schritt zum Sektierertum ist oft nicht weit: «Wir haben die Wahrheit. Und wer nicht mit uns ist, ist gegen uns.» So gesehen unterscheiden sich «rechte» Marronihäuschen-Normierer nicht von «linken» Abfallschnüfflern, und so gesehen unterscheiden sich auch die Armeefreunde nicht von den Armeegegnern: Weil keiner dem andern den Freiraum zugestehen will, anders zu denken oder zu handeln als er selber. Weil jeder für «obligatorisch» erklären möchte, was sie oder er als «richtig» empfindet. Der Ayatollah lässt grüssen.

Von der näheren Vergangenheit unterscheidet sich das politische und gesellschaftliche Leben der Gegenwart insofern, als früher ein breiterer Konsens unter den Bewohnern der Schweiz bestanden hat: In einer Situation wie während des Zweiten Weltkriegs waren die Normen gewissermassen von aussen gegeben: Der Feind stand an der Grenze und bedrohte die Schweiz als Ganzes. Wer diese Einheit auch nur anscheinend gefährdete, wurde kaltgestellt oder – wie das Beispiel der sogenannten «Landesverräter» zeigt – erschossen, ohne dass sich dagegen Widerstand geregt hätte. Mit der Zeit – und insbesondere in den letzten Jahren – ist dieser «innere Zusammenhalt» weitgehend verschwunden und hat mannigfaltigen Partikularinteressen Platz gemacht.

Den militanten Autogegnern steht eine Partei gegenüber, die sich ausschliesslich dem Auto und seinen Lenkern verpflichtet fühlt, und die Nichtraucher-Lobby hat ein Pendant im Schweizerischen Raucher-Club gefunden. Ehemals monolithische Blöcke wie die herkömmlichen politischen Parteien oder die Kirchen spalten sich auf in Unter- und Gegengruppen. Doch der Mechanismus – «Kopf ab» dem, der sich nicht an unsere Richtlinien hält – bleibt der gleiche. Bloss dass ein Individuum, das seinen eigenen Weg sucht, heute leicht in einen Mehrfrontenkrieg verwickelt werden kann: Weil es nicht nur von einer andersdenkenden «Mehrheit» an den Rand gedrückt, sondern gleich von einer Vielzahl von Mehr- und Minderheiten ausgestossen oder gar bekämpft wird.

Eine junge Frau aus der Tschechoslowakei, die seinerzeit aus der Diktatur in ihrer Heimat in die Schweiz geflüchtet war, dachte nach einigen Jahren ernsthaft an eine Rückkehr: «Bei uns war alles durch die Partei vorgeschrieben», sagte sie. «Das habe ich nicht mehr ertragen und deshalb bin ich weggegangen. In der Schweiz gibt es aber viele Parteien und Gruppierungen – und jede behauptet, sie allein habe recht. Heute weiss ich gar nicht mehr, was ich eigentlich tun soll.»

Die «Freiheit» zu erwerben und zu bewahren, im Wettstreit der Meinungen zu einem eigenen Standpunkt zu gelangen, ist eine anstrengende Sache. Anstrengender, als sich einer vorgegebenen Richtlinie zu unterwerfen. Es könnte eine verlockende Aussicht sein, in einem Land zu wohnen, wo der

einzelne diese «Freiheit» wirklich leben und ausüben kann. – Gerade das kann er hierzulande aber nicht. Und zwar nicht wegen der politischen Grundlagen der Schweiz – ein besseres System als die direkte Demokratie ist wohl noch nicht erfunden worden –, sondern wegen der Unwilligkeit seiner Behörden und Bewohner, «jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen», wie schon Friedrich der Grosse empfohlen haben soll: Jeder muss sich sogleich «anpassen» und dies weit über das Mass hinaus, das für ein Zusammenleben verschiedener Menschen unabdingbar nötig wäre.

Die Nase des Nächsten

«Die Freiheit der Faust hört dort auf, wo die Nase des andern anfängt», pflegte Lehrer Schüpbach vor Jahrzehnten am Berner Untergymnasium zu dozieren. Das war schön gesagt, doch mit der schweizerischen Realität hat der Spruch nicht viel gemein. In Tat und Wahrheit darf ein Bewohner dieses Landes die Faust nicht einmal zeigen. Er darf sie höchstens im Sack machen. Und selbst dort möchten viele noch kontrollieren, ob der Daumen im vorgeschriebenen Mass angewinkelt ist.

«Die Faust im Sack» machen nun aber wahrlich viele Schweizer, wenn sie nicht gar mit versteckten Fusstritten unter der Tischplatte versuchen, ihrem Unmut heimlich freien Lauf zu lassen.

An dieser Stelle kommen zwei Gedankenstränge zusammen, die im Lauf der bisherigen Ausführungen entrollt worden sind: Einerseits die Feststellung, dass der hier angenommene «Durchschnittsschweizer» ein ausgeprägtes Sicherheitsbedürfnis hat – das sich übrigens auch darin ausdrückt, dass in keinem anderen Land der Welt so viel Geld für Versicherungsprämien ausgegeben wird –, und dass sich dieses Sicherheitsdenken nicht zuletzt darin äussert, dass für alle ohne Ausnahme alles geregelt und genormt sein muss. Anderseits die Beobachtung, dass «der Schweizer» nicht so auf die Welt kommt, wie man ihn später im Leben sieht.

In der Tat ist der Deutschschweizer ja keine eigene Gattung, sondern ein menschliches Wesen wie alle Angehörigen anderer Nationalitäten auch. Und als solches entspricht es nicht seiner Bestimmung, ein Leben lang nur nach anderer Leute Pfeife zu tanzen. Sonst wäre er nämlich als Ameise zur Welt gekommen oder als Arbeitsbiene – bestenfalls noch als Schaf.

Der Mensch – und somit der Deutschschweizer – unterscheidet sich nun aber von der Ameise und der Biene, aber auch vom Schaf, vom Esel oder Ochsen dadurch, dass er einen freien Willen hat und sein Leben so gestalten möchte, wie es ihm entspricht. Gewiss, es gibt Grenzen, die nicht weggeredet werden können: Physische Behinderungen, oder der seit den Neandertalern bestehende Zwang zur Sicherung der primären Lebensbedürfnisse, aber auch moralische Grenzen, wonach anderen Menschen durch das eigene Tun kein Schaden zugefügt werden soll. Innerhalb dieses doch sehr weitgesteckten Rahmens aber möchte der Mensch «frei» sein und sich sinnvoll betätigen. Das möchte er schon als Kind, aber auch «in der Blüte seiner Jahre», bis hinein ins hohe Alter.

Der goldene Käfig

Aber siehe da: Plötzlich merkt «der Schweizer», dass er ein Gefangener geworden ist. Ein Gefangener der Umwelt und seiner selbst. Er darf nicht tun, was er gerne möchte, und dort, wo er es vielleicht noch dürfte, getraut er sich nicht. Er sieht nur noch Zwänge, soweit das innere und äussere Auge blickt: Die Selbständigkeit am Arbeitsplatz hatten zum Teil schon unsere Grossväter verloren, die Verfügungsgewalt über den eigenen Wohnraum liegt auch längst in fremden Händen. Hinzu kommen all die grossen und kleinen Sachzwänge, von den Fesseln der Pensionskassenverordnung bis hin zum dichter werdenden Strassenverkehr, und nicht zuletzt die Einschränkungen, die man sich – und andern – auferlegt, weil keiner unangenehm auffallen will, soll und darf. Und am Ende findet man sich in einem Käfig, der vielfach vergoldet sein mag, aber eben doch ein Käfig ist.

Im Gegensatz zu einem kastrierten Kater aber, dessen natürliches Verlangen endgültig unterbunden werden kann, brodelt in jedem Menschen weiterhin jene Lava, die sich zu Zeiten der Jugendjahre so dagegen wehrte, ständig kanalisiert und unter Verschluss gehalten zu werden. Mit fortschreitendem Alter kühlt sich zwar das Feuer ab und die inneren Schalen werden härter, aber ganz zum Erlöschen kommt die Glut nie – ansonsten ja beim Betreffenden von einem lebenden Leichnam gesprochen werden müsste. Weil dieser innere Druck aber ständig unter Verschluss gehalten wird, muss er andere Ventile suchen. Ein solches findet sich zum Beispiel darin, dass das Individuum im Rahmen einer sogenannten «Midlife-crisis» kurzerhand alle Mauern niederreisst und radikal aus allen Zwängen «aussteigt» oder – viel häufiger –, dass sich der Mensch «Ersatzhandlungen» hingibt.

Die Werbestrategen der Tabakindustrie sind mit allen Wassern gewaschene Seelenkneter. Sie wissen genau, wovon die Kunden träumen, die sie anwerben möchten: Geld, Erfolg, Freunde... gewiss, und so tauchen denn diese Motive immer wieder auf. Auch der verlorengegangene Kontakt mit der Natur ist ein beliebtes Sujet: Wem wird – und sei er ein noch so überzeugter Tabak-Abstinent – nicht warm ums Herz, wenn er im Kino vor dem Hauptfilm den Landtierarzt sieht, der sich – nachdem er im Stroh einem herzigen Kälblein auf die Welt geholfen hat – behaglich eine Zigi anzündet.

Mit dem Rauchen eines bestimmten Produkts wird sehr oft gerade die Erfüllung jener Sehnsucht verknüpft, von der in diesem Kapitel die Rede ist: Endlich auszubrechen aus der Enge und der Klein-Kariertheit, die das Individuum von früh bis spät rundherum einschränken. Im Vorfilm oder gedruckt auf Hochglanzpapier sieht man dann ungebundene Cowboys auf freier Wildbahn, wie sie ohne Sattel über Steppen und Wiesen reiten, abends am Lagerfeuer sitzen und sich mit einem glimmenden Holzspan genüsslich eine Zigarette anzünden.

Das letzte echte Abenteuer

Ein nettes Beispiel ist auch der wilde Mann, der meilenweit durch den Urwald geht – zu Fuss oder mit dem Geländefahrzeug. Er geniesst die Freiheit, auch wenn – oder vielmehr weil – er diese im Kampf gegen die Natur täglich neu verwirklichen muss. Gegen Sturm und Regen schützt er sich, indem er – wo dürfte er das noch in der Schweiz? – aus Ästen und Zweigen einen Unterstand baut. Da kann er dann – endlich – einen tiefen Zug aus seinem Glimmstengel tun.

Mit solchen Bildern gewinnt man das Publikum für sich. Ein Publikum, das angesichts signalumrandeter Asphaltteppiche schon gar nicht mehr weiss, wie ein Feldweg aussieht, dem das Übernachten in freier Natur ausserhalb der Campingverordnungen grundsätzlich verboten ist und dem längst das Recht abgesprochen wurde, in seinem Garten – sofern überhaupt vorhanden – ohne langwieriges Baubewilligungsverfahren auch nur einen Kaninchenstall abzuändern.

Wer zuwenig Phantasie hat, sich im Qualm einer Zigarette vom rauhen, schönen Luft der Freiheit umblasen zu fühlen, der kann sich um die Trophäe des gleichnamigen Tabakunternehmens bewerben: «1600 km mitten durch die grüne Hölle Brasiliens, über ausgewaschene Wege und reissende Hochwasser, bei sintflutartigen Regenfällen und in unerträglicher Hitze – das letzte echte Abenteuer unserer Zeit.» Mit solchen Worten – «Die packendsten Szenen aus 10 Jahren» werden von der grössten Schweizer Tageszeitung gleichzeitig als Video verkauft – wurden auch in diesem Jahr wieder Tausende von Schweizern dahingebracht, um die Teilnahme an einem Querwaldein in der Dritten Welt zu wetteifern, nachdem in früheren Jahren die Zigarettenwerber bereits den Völkern in Indonesien, Papua-Neuguinea, Zaïre, Australien und Madagaskar demonstriert hatten, wie weit es die Europäer in geistiger Hinsicht gebracht haben.

Wilde Cowboys und Dschungelpfadfinder in Ehren, aber man kann's auch härter haben – manchmal im Kino, ganz sicher aber ab Video. Hier kann man sich nicht nur mit starken Typen identifizieren, die Schlingpflanzen und Urwaldbäume zerhacken, sondern lebendiges Menschenfleisch. Viel ist darüber geschrieben worden, weshalb Brutalos in letzter Zeit so beliebt geworden sind. Ein Grund ist sicher der, dass viele einfach wieder einmal so richtig «drauflos-hauen» möchten. So weit wie möglich tut man das selber – die zunehmende Gewalt in der Kriminalität zeigt es deutlich –, und dort, wo doch gewisse Grenzen vorhanden sind, behilft man sich damit, auf der Leinwand oder am Bildschirm einem Stellvertreter zuzuschauen.

Faustrecht in Helvetic City

Ergiebige Studien lassen sich auch im Strassenverkehr machen, wo sich nach und nach das Faustrecht durchsetzt: Von wohlmeinenden Fahrlehrern wird den angehenden Automobilisten zwar ans Herz gelegt, dem Fussgänger auf dem

Zebrastreifen den gleichen Vortritt einzuräumen wie auf dem Trottoir. Aber jeder, der schon einmal in einer Grossstadt versucht hat, von einer Strassenseite auf die andere zu gelangen, weiss, dass das Überqueren einer Fahrbahn heute einen Wettlauf mit dem Tod bedeutet.

Velofahrer werden mit hoher Geschwindigkeit überholt und an den Rand gedrängt; im günstigeren Fall fallen sie nur zu Boden. Ein Automobilist, der in Zürich die Fahrspur wechseln will, weil er den Wegweiser spät gesehen hat, wird sein Vorhaben nicht verwirklichen können: Die lieben Verkehrsteilnehmer lassen ihn partout nicht einspuren, wogegen die Autofahrer hinter ihm keine fünf Sekunden zuwarten, bis sie ihn mit der vollen Kraft ihrer Hupe zum Weiterfahren antreiben. Motorfahrer, die sich bemühen, manchmal auch andern den Vortritt zu lassen – vor einem Fussgängerstreifen etwa, oder bei einer Kreuzung –, werden ebenfalls sofort zum Angriffsziel der Hornbläser. Von dem, was sich auf Autobahnen tut, soll hier gar nicht die Rede sein: Da wird rechts überholt, ohne Einhaltung eines Abstandes aus- und eingeschwenkt ohne Blinkzeichen, und wer dem Stärkeren nicht augenblicklich Platz macht, sieht sich im Rückspiegel bedroht von den aufgeblendeten Scheinwerfern des gebremsten Rasers.

Aus der Sicht des Psychologen ist dieses Verhalten verständlich: Der einzelne fühlt sich dermassen eingeschränkt, dass es ihn – so lautet auch das Motto der publikumswirksamen «Auto-Partei» – zur «freien Fahrt» drängt, sobald er dazu eine Möglichkeit sieht: Wer wegen zahlreicher Behinderungen mehr als eine Viertelstunde braucht, um in Zürich die kurze Strecke vom Hauptbahnhof bis zum Bellevue oder Bürkliplatz hinter sich zu bringen, der nimmt auf der Quaibrücke und dem Utoquai keine Rücksicht mehr auf Verluste, wenn er glaubt, endlich «loslegen» zu können. Da haben Zweiradfahrer, die einem Dolendeckel ausweichen müssen, oder Fussgänger, die es nicht mehr rechtzeitig über den Zebrastreifen schaffen, keine Chance mehr. Umgekehrt werden alte Leute und kleine Kinder neuerdings überrollt von aggressiven Velofahrern, die – weil sie sich nicht mehr den rücksichtslosen Autofahrern aussetzen wollen – nun ihrerseits knallhart von den Fussgänger-Promenaden Besitz ergreifen.

Nun wäre es allerdings falsch zu meinen, das Gegenstück zum Konformitätsdruck und zum Eingesperrtsein in der helvetischen Enge bestehe notgedrungen darin, sich für völkerverachtende Rallies, für Gewalt, Mord und Totsachlag oder für Rowdytum auf der Strasse zu begeistern.

Amtl. bew. Nischen

Es gibt eine Reihe amtl. bew. Nischen, in denen die Schweizer am Wochenende und in den Randstunden das tun dürfen, was ihnen in der Enge des Alltags verwehrt wird. Je nach Temperament und Geldbeutel kann er wählen zwischen Bratwurst-Grillieren im Freien – allerdings an der vorgeschriebenen Feuerstelle auf dem markierten Pic-Nic-Platz – und der vorläufig noch erlaubten Extremkletterei an dazu ausersehenen Felswänden. Für Zaghafte

empfiehlt sich der Besuch in einem der modernen Einkaufszentren, die – wie man weiss – heute weniger mit *High Tech* werben, als vielmehr mit künstlicher Heimeligkeit und Natürlichkeit, mit grünen Gummiwiesen, braunen Kunststoffbäumen und Sonnenschirmen unter Neonlicht. Steigende Verkaufsziffern der Shopping-Centers lassen darauf schliessen, dass sich viele Zeitgenossen mit Plastikpalmen und anderen Surrogaten seelisch über Wasser zu halten vermögen.

Mieter, die zuhause kaum mehr einen Nagel in die Wand schlagen dürfen, ohne dass deswegen die Verwaltung bei ihnen vorstellig wird, ziehen sich nach Feierabend gern in ihre Schrebergärten zurück, wo sie hämmern können, wie sie wollen, und wo sie im Garten anpflanzen dürfen, nach was es ihnen beliebt. Nachbarn, die unter der – oft von ihnen selbst mitverursachten – Vereinheitlichung der Küchengerüche im Wohnblock leiden, gehen am Freitag- und Samstagabend mit Vorliebe italienisch, chinesisch, tunesisch, koreanisch oder mexikanisch essen und geniessen dort, was sie während der Woche weder riechen können noch wollen.

Wir erinnern uns an Frau K., die der chinesischen Trauerfamilie hatte ausrichten lassen, der Balkon sei freizuhalten, denn «man sei hier nicht in Neapel». – Wo Frau K. ihre Ferien verbringt, wissen wir nicht, doch es ist bekannt, dass die Schweiz einer der vergleichsweise grössten Touristenexporteure der Welt ist und dass gerade Italien zu den beliebtesten Reisezielen gehört. Weil man dort eben all das findet oder zu finden hofft, was einem in der Schweiz so fehlt: Beileibe nicht nur die Sonne und das Meer, sondern auch: Die Wäsche vor den Fenstern Neapels, der Gesang des Gondoliere in Venedig, die vielen verschiedenen Gerüche auf dem Markt, die freundliche Wärme der Einheimischen den Fremden gegenüber...

Sehnsucht nach der Exotik

Wem Europa nicht genügt und wer mehr Geld zur Verfügung hat als der Durchschnitt, zieht es in exotischere Gefilde, und über einen Mangel an Angeboten braucht er sich nicht zu beklagen: Abenteuerreisen durch Urwäler und Wüsten – gelegentlich kombiniert mit einem der beliebten Überlebens- oder *Survival*-Kurse – stossen auf reges Interesse: Der Schweizer, der zuhause nicht einmal mehr die Fensterscheibe des vollklimatisierten Eisenbahnwagens öffnen kann und täglich erleben muss, wie er das Tram nicht mehr besteigen kann, weil der rote Knopf bereits erlöscht und die elektronische Verriegelung eingeschaltet ist, der möchte in Asien wieder einmal auf eine Strassenbahn aufspringen, mit einem holprigen Bus durch die südamerikanischen Anden fahren, in einem mit Menschen und Kleinvieh überfüllten Zug durch afrikanische Steppen bummeln oder sich gar auf einem Floss durch kanadische Indianerreservate treiben lassen.

Schweizer Lokalpolitiker, die in ihrer Gemeinde den Jugendlichen die Bewilligung für einen Tanzanlass verweigern, reisen an den Carneval von Rio de Janeiro, um «die Lebensfreude» auf Video zu bannen, und asketische

Grüne, die hier gegen die Verlängerung der Ladenöffnungszeiten um eine halbe Stunde kämpfen, berichten fasziniert von Madrid oder gar New York, wo man noch um Mitternacht eine Zeitung kaufen oder um vier Uhr morgens ein gebratenes Poulet essen könne.

Zurück in der Schweiz, bleibt aber alles beim alten. Einige haben keine Kraft und keinen Mut, etwas verändern zu wollen, weil sie vor den immensen «Sachzwängen» resignieren. Die meisten möchten allerdings gar nicht, dass etwas in Bewegung kommt. Das beliebteste Argument gegen neue Verhaltensweisen und unkonventionelle Lösungen heisst: «Da könnte ja jeder kommen...»: Erst um 10:00 Uhr mit der Arbeit beginnen? Nachts um drei Uhr Brot kaufen? Wäsche auf dem Balkon aufhängen und Sonnenblumen im Garten pflanzen? Die Hauswand rot anstreichen oder die Haare grün färben? Auf der Wiese schlafen? Im Bahnhof singen? – Man stelle sich das vor!

Dazu sei gesagt: Selbst wenn all das und noch vieles mehr erlaubt wäre: Es würde nicht «jeder» nachts um drei einkaufen und nicht «alle» würden im Bahnhof singen. Und selbst wenn wirklich «alle» singen oder ihre Wäsche zum Trocknen auf den Balkon hängen würden – was dann? Gar nichts! Dann wäre das Leben ein bisschen fröhlicher und bunter. So wie es ein wenig farbiger wäre, wenn – wie in Irland – wirklich «alle» ihre Häuser frei nach eigenem Geschmack bemalen würden.

Gesetze zur Gesetzlosigkeit

Man müsste halt ausprobieren, was wirklich passieren würde: Auch jüngere Leute mögen sich noch daran erinnern, dass Strassencafés in der Schweiz grundsätzlich verboten waren: «Was wäre, wenn alle ihre Stühle auf die Strasse stellen würden?», hiess es noch vor 20 Jahren. Inzwischen stellen recht viele die Stühle auf die Strasse – und siehe da, die Welt ist nicht zusammengebrochen. Es gefällt den Menschen sogar, und der Staat kann erst noch – was eigentlich nicht vorgesehen war – kassieren, indem er sich gnädig zeigt, etwas so Selbstverständliches zu erlauben wie das Hinstellen eines Stuhles auf ein Stück Erde. – Dass sich die Beamten gleichzeitig wieder profilieren wollten und die Erlaubnis mit einem ganzen Katalog von Paragraphen verquickten, in denen von der Grösse des Mobiliars bis zur Beschriftung der Sonnenschirme alles vorgeschrieben ist, sei hier nur am Rande vermerkt.

Hunderte oder gar Tausende von neuen behördlichen Verordnungen sind in der Schweiz allein in den letzten Jahren erlassen worden. Praktisch immer sind die Erlasse mit zusätzlichen Einschränkungen verbunden. Dies schafft ein Klima, das seinen Niederschlag findet bis hinunter zu Betriebsreglementen, Hausordnungen und privaten Vereinbarungen. Wie wäre es nun, wenn die Tendenz umgekehrt würde? Jedes Jahr müssten mindestens 10 bisher verbotene Dinge erlaubt werden: Genfer dürften ihr Bettzeug künftig ausdrücklich auch abends um sechs Uhr lüften. Chilenen müssten kein Visum mehr vorweisen. Auch Touristen, die nicht mehrere tausend Franken vorweisen könnten, würden an der Grenze ausdrücklich willkommen geheissen

und nicht mehr mit dem nächsten Flugzeug zurückgeschickt. Wer sich unter einem «poliert wirkenden» Grabstein bestatten lassen möchte, dürfte. Wer zuhause in der Küche schlafen möchte, sollte keine Baupolizei mehr befürchten müssen. – Die Liste liesse sich endlos verlängern.

Es wurde schon gesagt: Auch wenn's erlaubt wäre, würde nicht jeder in der Küche schlafen oder sich unter einem nordischen Granitstein begraben lassen wollen. Aber er könnte, wenn er wollte. Ohne irgendjemandem im geringsten zu schaden. Und die Gewissheit, «zu dürfen, wenn man möchte», könnte das geistige Klima in der Schweiz massiv verbessern. Jeder einzelne würde sich freier fühlen. Er müsste «die Freiheit» nicht mehr im Geschichtsbuch, im Schrebergarten oder auf Trecking-Reisen suchen. Er müsste nicht mehr immer «nach Italien» fahren, wenn er sich nach ein bisschen Lebensfreude sehnte. Vor allem aber wäre er der Aufgabe enthoben, seine Mitmenschen ständig zu überwachen und zu kontrollieren, ob diese auch nicht tun, was er selber möchte.

Zusammenfassung

Ist es «Rassismus», wenn bestimmten Volksgruppen pauschal gewisse Eigenheiten unterschoben werden? Ja.

Aber doch nicht ganz: Zwar können nicht alle Deutschweizer jodeln, aber überdurchschnittlich viele erliegen dem Zwang, immer alles schön genormt zu wissen und eventuelle Abweichler zu zwingen, sich diesen Normen unterzuordnen. Dieser Charakterzug mag zum Teil angeboren sein, aber wahrscheinlich wird er vor allem über die Erziehung von Generation zu Generation weitergegeben.

Die Erziehung beeinflusst vielfach aber nur das äussere Verhalten; in seinem Innersten spürt auch der Deutschweizer bis ins hohe Alter den Drang, sein Leben so zu gestalten, wie es ihm entspricht, und nicht ständig nach fremder Leute Pfeife zu tanzen. Um sich seine geheimen «Ausbruchswünsche» zu erfüllen, sucht er dann halt amtl. bew. Nischen, in denen er sich ein Stücklein «Freiheit» schaffen kann: In seinem Schrebergarten, am Steuer seines Wagens, in der Disco oder während der Ferien in fremden Ländern.

All das, meint der Autor, hätte «der Schweizer» nicht nötig, wenn er zuhause dafür sorgt, dass wieder – nach und nach – erlaubt würde, was im Laufe der Zeit alles verboten wurde.

Résumé

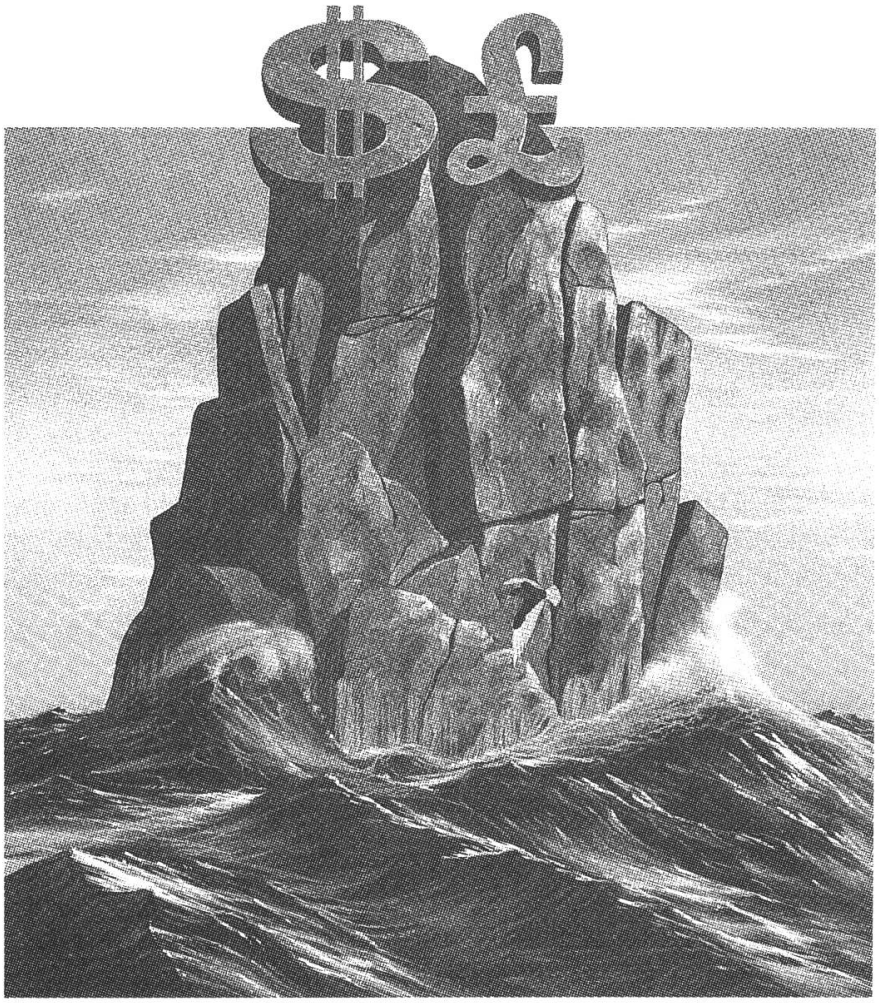
Est-ce du «racisme» que d'attribuer d'emblée certaines particularités à des groupes ethniques précis? Oui.

Quoique pas tout à fait. Certes, tous les Suisses alémaniques ne savent pas jodler, mais la majorité d'entre eux apprécient que tout soit «propre en ordre»

et ont tendance à faire pression sur les non-conformistes éventuels pour qu'ils se plient aux normes communément admises. Ce trait de caractère est peut-être en partie congénital, mais il est beaucoup plus vraisemblablement transmis de génération à génération par l'éducation.

L'éducation est en effet primordiale, mais elle influence seulement le comportement extérieur; au plus profond de lui-même et jusqu'à un âge fort avancé, le Suisse alémanique ressent un profond désir de vivre sa vie à sa guise plutôt que de toujours faire ce que les autres exigent de lui. Afin de satisfaire ses secrets désirs d'évasion, il se cherche alors des niches très officiellement admises, que ce soit dans son jardin, au volant de sa voiture, dans une discothèque ou pendant les vacances qu'il passe dans de lointaines contrées, et tente de s'y créer quelques espaces de liberté.

«Le Suisse» n'aurait pas besoin de tout cela – c'est du moins l'opinion de l'auteur – s'il se préoccupait sur place de reconquérir petit à petit ce qu'il s'est vu interdire au fil du temps.



Bankreklame